

„KHG: Heimat in der Welt“

1. Heimat: Eine Auflockerung

Wer zum Studieren in eine andere Stadt geht, muss seine Heimat verlassen. Die Heimat, das ist das Zuhause als Ort vieler Selbstverständlichkeiten. Wo man die Straßen und die Menschen kennt und man sich nicht erklären muss. Heimat beschreibt ein Gefühl von Sicherheit, von Zugehörigkeit und Vertrautheit. Etwas, das man nicht erst herstellen muss, sondern das einfach gegeben war. Andererseits ist auch klar: In dieser eindimensionalen Positivität ist Heimat immer schon eine Utopie. Und zwar im strengen Sinn des Wortes: Ein U-topos, ein Ort, den es nicht gibt. Im Abgleich mit den tatsächlichen Erfahrungen schleicht sich in jeden noch so positiven Heimatbegriff die Ambivalenz der Schöpfung ein. Familie kann Ort höchster Geborgenheit sein und ist statistisch gesehen zugleich ein Bereich größter Verletzbarkeit, voll Potenzial an emotionaler und körperlicher Gewalt. Auch die Kleinstadt, das Dorf, das eigene Stadtviertel bietet vertraute Überschaubarkeit, die schon im nächsten Augenblick in bedrückende Enge umschlagen kann. Und die Muttersprache wird erst dann wirklich erkennbar, wenn sie sich in den Übersetzungsvorgängen zu anderen Sprachen oder Dialekten als solche zeigt. Ohne Differenzen und Ambivalenzen geht es nicht. Ausgerechnet der Theoretiker der Utopie, Ernst Bloch, hat in Tübingen deshalb geschrieben: Heimat ist etwas, „worin noch niemand war“ (Das Prinzip Hoffnung, 1959). Sie liegt im Rücken der Vergangenheit oder in einer sehnsüchtig erwarteten Zukunft. Und was ist mit der Gegenwart? Mein damals zwölfjähriger Sohn hat es vor einiger Zeit so formuliert: „Heimat ist dort, wo sich mein Handy automatisch ins WLAN einloggt.“ Wenn man die bildungs-

pessimistische Kulturkritik einmal beiseitelässt, dann heißt das: Heimat ereignet sich dort, wo ich die Beziehungen, die für mich wichtig sind, in potenzieller Reichweite habe. Vielleicht beschreibt Heimat heute so etwas wie das Bedürfnis nach den richtigen Balancen im Leben. Dann wäre die Vokabel Heimat keine einfältige Idylle, sondern ein Sehnsuchtsbegriff, um den man streiten kann.

2. Heimat in der Welt? Status: Kompliziert!

Heimaterfahrungen sind keine abgeschotteten Inseln. Sie passieren in der Welt von heute. Diese Welt aber ist bekanntlich global, digital, bedroht von Klimakollaps und neuen Kriegen – alles ziemlich kompliziert also. Sie hat seit Friedrich Nietzsche ständig die Form verändert, aber seine Worte treffen die Gegenwart: „Die Welt – ein Tor zu tausend Wüsten stumm und kalt. ... Bald wird es schnein – Weh dem, der keine Heimat hat“ (Der Freigeist/Vereinsamt, 1884). In den digital erweiterten Erfahrungsbereichen ist jeder Einzelne mit einer Vielfalt von Kontrasten und einer Flut an Optionen und Erwartungen konfrontiert. Anders als die Generationenerfahrung der 68er erleben das aber viele heute nicht als Befreiung von alten Zwängen, sondern als neuen Zwang mit Hang zum Sinnverlust. „Muss ich heute schon wieder das spielen, was ich will?“, so geht ein beliebter Kindergartenwitz. Aber im Ernst: Ständig muss man Entscheidungen treffen, ohne deren tatsächliche Folgen auch nur irgendwie ausreichend zu kennen. In der digitalen Kultur der Singularitäten (Andreas Reckwitz) führt die Offenheit der Kommunikationsmöglichkeiten nicht automatisch zu mehr Freiheit und individueller Emanzipation. Es zeigen sich nächste Strukturen, die vom Performance-Zwang singulärer Identität und dem Ringen um Kontrolle über das eigene Leben geprägt sind (Dirk Baecker). Das kann alles Spaß machen. Andere zieht das Bauchgefühl aber in jene Bereiche, die Erlösung von Vielfalt und Mehrdeutigkeit versprechen. Attraktiv werden jene Orte, die

eine entlastende Vereindeutigung der Welt versprechen (Thomas Bauer). Vor allem religiöse Orte sind mit dieser Erwartung konfrontiert. Sie sollen stellvertretend eine Identität und Heimat verbürgen, die in den Wüsten des Realen nicht (mehr) zu finden sind.

Aber stimmt das lebenspraktisch? Meine Erfahrung war es oft, dass Energie, Kreativität und letztlich auch Momente von Zufriedenheit erst aus den Kontrasten heraus entstehen. Es sind die Spannungen des Lebens, die das Leben spannend machen. Es ist das Aus-sich-Herausgehen, in dem sich oft überraschend eine Identitätserfahrung ereignet. Wenn in all dem die Katholische Hochschulgemeinde „Heimat in der Welt“ sein will, welche Heimat kann sie dann anbieten? Welche Art von Heimat bietet der christliche Glaube?

3. KHG: Die Beunruhigungen der Gegenwart als Heimat des Glaubens

Das Christentum ist keine identitäre Religion, die man auf nur ein Prinzip, eine Kulturform oder den einen Papst festnageln könnte. Natürlich hat man solche Umformungen im Laufe der Kirchengeschichte immer wieder versucht. Doch deren Erfolg ist eng verbunden mit der Gewaltgeschichte des Christentums. Als religiös-identitäre Exklusivzugehörigkeit kann Heimat im Glauben schnell toxisch werden. Denn sie gerät in abwertende Abgrenzung zu anderen Identitäten, um die eigenen Sicherheiten stabil zu halten und zu retten. Es gibt dazu übrigens keine Alternative besserer Sicherheiten, denn das wäre nur eine Umpolung der gleichen identitätsausgrenzenden Muster. Glauben heißt Vertrauen ins Risiko des Lebens, auch wenn die Dinge kompliziert sind. Denn nicht wir müssen Gottes religiöse Identität retten (und mit ihm uns als Glaubende?), sondern umgekehrt hat uns der je größere Gott immer schon in das Netzwerk seiner Anerkennung eingeloggt. „Nicht darin besteht die Liebe, dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt ... hat“ (1 Joh 4, 19).

Dieser Indikativ von Gottes freier Zuwendung ist die Heimat christlichen Glaubens.

Der Bischof von Rom hat das in diese schöne Kurzformel des Glaubens gebracht: „Das Evangelium lädt vor allem dazu ein, dem Gott zu antworten, der uns liebt und uns rettet – ihm zu antworten, indem man ihn in den anderen erkennt und aus sich selbst herausgeht, um das Wohl aller zu suchen“ (EG 39). Die entscheidende biblische Botschaft lautet: Wichtig ist nicht, welche religiöse Beziehung wir zu Gott aufbauen, nicht was wir alles für Gott tun, wie viele Menschen wir zu Anhängern der eigenen Religion machen. Entscheidend ist, was Gott als das letzte Geheimnis unser aller Existenz für eine Beziehung zu uns verheißen hat. Dass nämlich im Horizont Gottes niemand sein Gesicht verlieren kann: „Wenn wir untreu sind, bleibt er doch treu“ (2 Tim 2,13). Das ermöglicht eine Treue zum Realen, die das „Wohl aller“ zum Maßstab hat.

Pastorale Orte wie die KHG bezeugen die Spur des Evangeliums, wenn sie sich in die säkularen Spannungen der Welt hinein riskieren. Als Christinnen und Christen haben wir dabei nicht die je bessere Identität, keine überlegene Moralität oder den transzendenten Nachbrenner unerschütterlichen Lebenssinns. Der biblisch bezeugte Gott ist weniger ein zu verteidigendes Fundament als die Beunruhigung, dass es tatsächlich ein gutes Leben aller geben, dass sich die Botschaft vom Reich Gottes tatsächlich ereignen könnte (John Caputo). Will die KHG Heimat in der Welt sein, kann sie sich mit einem identitären Heimatbegriff also nicht zufriedengeben. Will die KHG Gemeinde an der Hochschule sein, wird sie sich nicht allein als frommes Gegenlager zur Perspektivendifferenz akademischer Intellektualität verstehen können. Sich von Leben und Welt wirklich beunruhigen zu lassen und das als Heimat des Glaubens zu verstehen – vielleicht wäre das dann KHG als Heimat in der Welt.



Prof. Dr. Michael Schübler,
Professor für Praktische
Theologie in Tübingen.
Geboren in
Kulmbach in Franken